

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **26 (2019)**

Heft 285

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Perspektiven

Gelbwesten in Paris
Im Krieg in Algerien
Ausgerechnet Aarau
Eritrea im Thurgau

Paris im Dezember: Barrikaden und gelbe Westen

TEXT UND BILDER: LUKAS POSSELT



Am einem Samstag im Dezember ziehen wir durch die Boulevards und Strassen des achten Arrondissements. Dies hat nichts mit der Studentenbewegung und den grossen Gewerkschaftsdemos vom Frühjahr zu tun. Es sind fast keine Fahnen von politischen Parteien, Organisationen oder Gewerkschaften zu sehen. Selbst wenn viele ihrer Mitglieder heute auf der Strasse sind. Das gelbe Meer aus Warnwesten wird nur von vereinzelt Frankreich-Fahnen durchbrochen. Wenige Meter trennen eine Menschentraube, die antifaschistische Slogans skandiert, von drei Männern, die inbrünstig die französische Nationalhymne singen.

Bei der zweiten Kreuzung nach dem Gare Saint-Lazare trennt sich der Demozug. Schnell splittet sich die Masse in immer kleinere Gruppen auf. In den grossen Boulevards um den Arc de Triomphe errichten Menschen Strassenbarrikaden. Nur wenige sind vermurmt. Manche sind Jugendliche, andere jenseits der fünfzig. Alles was nicht niet- und nagelfest ist, wird in die Mitte der Strasse geschmissen. Die Glasfassade einer Bank wird mit Pflastersteinen malträtiert, kaum bersten die ersten Scheiben, lassen sich lodernde Flammen dahinter erkennen. Ein Luxusgeschäft wird geplündert. Die Plünderer werfen Handtaschen und Schuhe in die Menschenmenge. Die Polizei blockiert das Ende des Boulevards Haussmann. Sie schießt mit Tränengas und rückt vor. Wenn der Tränengasnebel nicht wäre, könnte man den Arc de Triomphe dahinter erkennen. Die Menschenmenge rückt einige Meter zurück, einige drehen sich um und attackieren die Polizei. Pflastersteine, Verkehrsschilder und selbst Lichtsignale fliegen auf Polizisten.

Nichts erinnert an die Grossdemonstrationen im Frühjahr und das ritualisierte In-Erscheinung-Treten des Schwarzen Blocks. Es gibt keinen Plan, keine festgelegten Routen und keine Demoleitung, die Entscheidungen trifft. Mikaël, den ich auf dem Boulevard Haussmann in der Menschenmenge kennenlerne, will zum Präsidentenpalast in den Champs-Élysées. Es sei nun an der Zeit, Macron zu holen. Das hatte der Präsident im Sommer noch selbst gefordert. «Qu'ils viennent me chercher», sollen sie mich doch holen kommen, sagte Macron in die Richtung seiner Kritikerinnen und Kritiker.

Demonstrant mit Dienstaussweis

Mikaël ist aus der Provinz angereist. Er arbeitet beim französischen Militär. So wie er sind tausende nach Paris gekommen. Für

die jüngere Geschichte Frankreichs ist das ungewöhnlich: Am Anfang der Gelbwesten-Bewegung stand die Unzufriedenheit auf dem Land und den Gebieten der Peripherie. Eigentlich müssten die Beamten der französischen Bundespolizei CRS Mikaël mit dem korrekten militärischen Grad ansprechen. Zumindest könnte er das mit seinem Dienstaussweis verlangen, witzelt er. «Kommst du auch nächste Woche?», fragt er. «Ja, und du?», sage ich. Mikaël lacht und antwortet: «Auf jeden Fall. Ich will auf die Champs-Élysées. Ich werde solange kommen, bis ich es dorthin schaffe.»

Die gewaltsamsten Proteste in Frankreich seit 1968 spielen sich mehrheitlich im Achten Arrondissement ab, einem der teuersten Quartiere der Pariser Innenstadt. Die herrschaftlichen Haussmann-Häuser werden von der Pariser Bourgeoisie bewohnt, Luxusgeschäfte reihen sich aneinander. Oft heisst es, die grossen Boulevards seien aus Sicherheitsgründen geplant worden, um Strassenbarrikaden und Aufstände zu verhindern. Heute füllen die Gelbwesten den gesamten Boulevard Haussmann. Der zur Schau gestellte Reichtum scheint die Wut und den Ärger der Gelbwesten noch anzuheizen. Die Polizei zieht sich inzwischen zurück. Es ist ihr nicht gelungen, die Demonstrantinnen und Demonstranten zurückzudrängen. Die Menge jubelt. Mikaël sehe ich nicht mehr.

Anfänge im rechten Sumpf

Das erste Mal bin ich den Gelbwesten in der virtuellen Welt begegnet. Anfang November sah ich in sozialen Netzwerken einen Aufruf zur Strassenblockade des Autobahnringes von Paris gegen die vorgesehene Erhöhung des Benzinpreises. Die Darstellung war offensichtlich antisemitisch: Macron mit einer Hakennase, als Marionette, die von einer mit «Rothschild» beschrifteten Hand kontrolliert wird. Etwa zur gleichen Zeit machte die Geschichte die Runde, dass «Gilets Jaunes» eine Autofahrerin zum Ablegen ihres Kopftuches zwangen, bevor sie weiterfahren konnte. Und dass einige «Gilets Jaunes» geflüchtete Menschen, die sich auf der Ladefläche eines Lkws aufgehalten hatten, bei der Polizei denunzierten. Meine offene Ablehnung verwandelte sich dennoch langsam in skeptisches Interesse. In der zweiten Novemberhälfte wurde zu grossen Demonstrationen und Blockaden auf dem Land und in den Städten aufgerufen. An jedem Samstag sollte ein weiterer Akt der Gelbwesten folgen. Gegen Ende November ist die Bewegung bereits massiv



gewachsen, die Basis von linken Gruppen, Gewerkschaften und Parteien, die allesamt bereits im Frühjahr gegen Macron auf den Strassen waren, beteiligt sich nun ebenfalls am Protest.

Mit dem Anwachsen der Bewegung verlieren nationalistische Rhetorik und migrationsfeindliche Forderungen an Sichtbarkeit. Die Bewegung ist kaum institutionalisiert, vereinzelte Versuche, Organisationen zu bilden, tun sich schwer und haben mit viel Gegenwind zu kämpfen. Es gibt keine legitimierte Stimmen, die im Namen der Gelbwesten sprechen können. Vielleicht deshalb dominieren in den Talk- und Nachrichtensendungen der ersten Dezemberwochen, in denen oft einzelne Gilets Jaunes zu Wort kommen, sozialpolitische Forderungen, die sich vor allem auf die Kaufkraft der unteren Klassen beziehen. Forderungen, welche die Bewegung spalten könnten, werden lieber verschwiegen. Und trotzdem sind auch am dritten Akt antikapitalistische Graffiti mit Nazisymbolik zu sehen. Die radikale Rechte versucht sich in Kapitalismuskritik – nichts Neues. Falsch und gefährlich wäre es zu glauben, die Linke hätte ein Monopol darauf. Dies ist nur einer von vielen Gründen, warum sich die Linke dringend an den Protesten beteiligen sollte.

Klassifikationsmaschine auf Hochtouren

Die Gelbwesten behaupten von sich selbst gern, weder links noch rechts zu sein. Sie klingen dabei wie ihr grosser Erzfeind Macron, denn mit eben dieser Parole umgab er sich gerne im Wahlkampf. Vielleicht ist auch deshalb in Frankreich eine regelrechte Klassifikationshysterie ausgebrochen. Medien ringen um «die grosse Erklärung», wie kürzlich eine Sondersendung zu den Gilets Jaunes im nationalen Fernsehen hiess. Tagtäglich verkünden Leitartikel wahlweise eine neue Ära oder eine neue Republik. Jeder Intellektuelle, der etwas auf sich hält, liefert seine grosse Erzählung zu den Ereignissen. In der verworrenen Bewegung spiegle sich «das neue Regime der multiplen Ungleichheiten». Oder einmal mehr wird das Ende der Klassengesellschaft verkündet. Die Gelbwesten werden als Aufbegehren der vom Aussterben bedrohten Mittelklasse interpretiert. Oder es seien Kleinbürger, die gegen ökologische Massnahmen auf die Strasse gehen. Sie seien Ausdruck der moralischen Ökonomie der populären Klassen. Eine revolutionäre Bewegung, die nicht nur den Macronismus aus den Angeln zu heben

versucht, sondern auch das kapitalistische System. Die Interpretationen reichen bis hin zum «Volk, das die politische Elite vernichten will».

Die Klassifikationsmaschine läuft auf Hochtouren. Und die Geschichte ist ihr Treibstoff: die als Jacquerie bezeichneten Aufstände des 14. und 15. Jahrhunderts, die Pariser Kommune von 1871 oder die steuerverweigernden Poujadisten aus den 1950er-Jahren. Jeder grossen These ihre historischen Bezüge. Die Verwirrung reicht aber auch bis in die kleinsten Details. Viele bisher omnipotente Unterscheidungen haben ausgedient. Zum Beispiel zwischen guten, friedlichen Demonstranten und den Krawallmachern oder «casseurs», wie sie in Frankreich genannt werden. Bereits am Sonntag nach dem dritten Akt suchen Zeitungen fieberhaft nach neuen Typologien der Demonstranten. Es gilt, die Gewalt zu erklären. Schliesslich können die riesigen Schäden in weiten Teilen des Westens der Pariser Innenstadt kaum von ein paar unverbesserlichen Chaoten angerichtet worden sein. Am selben Sonntag sitzen unzählige Familienväter aus der Provinz noch in Haft. Sie kratzen am Bild der bösen Chaoten.

Die Gelbwestenbewegung verunsichert die bürgerlichen Klassen Frankreichs. Das Land steckt inmitten einer politischen und sozialen Krise. Macron spielt doppelt: Er beschwört polizeistaatliche Drohszenarien und verabreicht gleichzeitig sozialpolitische Beruhigungspillen. Sein Spiel scheint nicht aufzugehen. Wir werden versuchen, die nationalistischen Volksbeschwörer weiter zurückzudrängen und die Proteste in den Alltag – an die Schulen, Universitäten und Arbeitsplätze – zu tragen.

Lukas Posselt, 1993, ist in St.Gallen aufgewachsen, lebt und studiert seit einem Jahr in Paris.

Es ging ums tägliche Überleben



Schülerinnen vor Lotti Staubers Wohnbaracke in Sidi Nāamane. (Bild: Lotti Stauber, nach 1960)

Lotti Stauber kennt man als langjährige, engagierte Sozialarbeiterin in Herisau und im Appenzeller Hinterland. Weniger bekannt ist: In der Endphase des Algerienkriegs wirkte sie von 1959 bis 1962 im Auftrag der französischen Hilfsorganisation La Cimade südlich von Algier. Gabriele Barbey hat die über 90-Jährige zu mehreren Gesprächen getroffen und ihr *Tagebuch aus Algerien* gelesen.

TEXT: GABRIELE BARBEY



Picknick in Médéa. Lotti Stauber (2. von rechts) im Kreis anderer Cimade-Mitarbeiterinnen, um 1962. (Fotografin unbekannt)

«Winziges kann man bewirken, immerhin. Aber als Einzelperson ist man machtlos, das habe ich gesehen», sagt Lotti Stauber, gut 90-jährig, in ihrer hellen, gemütlichen Dachwohnung in Herisau. Ja, sie habe wohl das berühmte Helfersyndrom verspürt, wollte für Menschen tätig sein und habe deshalb sehr motiviert die Schule für Soziale Arbeit SSAZ in Zürich besucht. Die SSAZ war um 1950 gerade neu organisiert, am Puls der Zeit und eine Institution, in deren Umfeld Stauber in Kontakt kam mit Frauen, die sich hartnäckig für das Frauenstimmrecht auf Bundesebene einsetzten und die sie zu ihrer Abschlussarbeit anregten und berieten. Diese Diplomarbeit, heute noch in den grössten Bibliotheken der Deutschschweiz ausleihbar, trägt den Titel *Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit* – notabene eingereicht im Dezember 1953 und nach wie vor aktuell.

Von Staubers Tätigkeiten in der Schweiz soll hier nicht weiter die Rede sein. Im Gespräch führt sie uns nach Algerien, und zwar in die Zeit zwischen 1959 und 1962, in die Schlussphase des Algerienkriegs.

Nach Algerien, ausgerechnet!

Wie kam eine 31-jährige Schaffhauserin 1959 dazu, freiwillig in ein Land im Krieg zu reisen? In ein nordafrikanisches Land, das seit 1830 von Frankreich kolonialisiert worden war, mit einer mehrheitlich aus Europa stammenden Bevölkerung in den Städten im Norden, die zunehmend das Land verliess, neben einer dünnen algerischen Oberschicht, die sich gut im kolonialen System eingerichtet hatte – und einer im Laufe des Kolonialismus enteigneten und in den 1950er-Jahren umgesiedelten Landbevölkerung arabischen und berberischen Ursprungs. Anfang der 1960er-Jahre waren 85 bis 95 Prozent der algerischen Bevölkerung Analphabeten. Zu dieser Zeit habe sich die breite Schweizer Öffentlichkeit, so Stauber, wenig für Algerien interessiert, dies sei natürlich in Frankreich ganz anders gewesen.

Schon als sehr junge Frau, als sie noch in ihrer Heimatstadt Schaffhausen im kaufmännischen Bereich tätig war, verbrachte Stauber ihre Ferien in Aufbauagern des Weltkirchenrats in Frankreich. Dort kam sie auch in Kontakt mit La Cimade, einem französischen evangelischen Hilfswerk, das 1939 von Frauen gegründet worden war, um jüdische Kinder über die Grenze bei Genf zu bringen. Stauber wurde also 1958 gefragt, ob sie nicht in Algerien arbeiten würde. Doch, ja! Aber zuerst brauchte sie ihren Pass. Ihre Familie nämlich wollte sie, die Unabhängige, Hartnäckige, nicht nach Algerien ziehen lassen, der Bruder versteckte sogar ihren Pass. Da habe sie mit der Polizei gedroht, das wirkte!

Zuerst musste sie in Paris beweisen, wie belastbar sie war: Sie wurde in einem arabischen Quartier eingesetzt, arbeitete in einem Altkleiderlager, gab Kurse für Erwachsene, vor allem Männer, lernte während mehreren Monaten die schwierigen Lebensverhältnisse der Menschen aus Nordafrika kennen, die vermehrt seit den 1950er-Jahren aus wirtschaftlichen und politischen Gründen ins «Mutterland» Frankreich emigrierten.

In Marseille bestieg Lotti Stauber 1959 das Schiff, mit einem Liegestuhlplatz auf Deck reiste sie nach Algier, 20 Stunden über das Mittelmeer, in ein Land, wo einer der vielen blutigen Kolonialkonflikte nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte. Juristisch war Algerien allerdings keine Kolonie, sondern ein Teil des französischen «Mutterlandes», eingeteilt in die drei Departemente Oran, Algier, Constantine. In Algier durfte Stauber für ein paar Tage in der Villa eines der Cimade wohlgesinnten Professorenpaars wohnen – es war ein gediegener Anfang; dann kam die raue Realität.

Die lebendigsten Erinnerungen hat Stauber an Sidi Nâamane. Es war 1960 eines der vielen Regruppierungsdörfer in dieser Gegend, etwa 150 Kilometer südlich von Algier. Solche «villages de regroupement» waren eigentliche Flüchtlingsdörfer, wohin die französische Kolonialmacht in den 1950er-Jahren etwa zwei Milli-

onen Menschen der algerischen Landbevölkerung zwangsumsiedelte – zwecks besserer Überwachung und um sie als Zufluchtsorte für die algerischen Widerstandskämpfer unbrauchbar zu machen, wie auch Stauber in ihrem Tagebuch am 13. Januar 1962 schrieb.

Arbeit in Nordafrika – auch bei Schneefall und eisigem Wind

«Im Deux-Chevaux von Marguerite sind wir nach Sidi Nâamane hinaufgefahren», erzählt Stauber, die in Algerien auch Charlotte genannt wurde. Zusammen mit der etwa 40-jährigen Krankenschwester aus Bordeaux wurde sie von La Cimade dorthin geschickt. Die Lage des Orts auf etwa 700 Metern über Meer empfand sie als angenehm, auch weil es lichten Wald hatte.

In dieser Siedlung betrieben die beiden Frauen während etwa eineinhalb Jahren als sogenannte *Équipières* der Cimade eine Hilfsstation: Sie pflegten Kranke, gaben Schule, betreuten Frauen, leisteten pflegerische, erzieherische und ökonomische Hilfe. Denn nur so könne in einem Entwicklungsland wirklich geholfen werden; davon war Stauber überzeugt und hielt diesen Grundsatz auch in ihrem Tagebuch fest. Unterstützt wurden sie von einem arabischen Pfleger, einem Militärarzt und später auch von einem amerikanischen Kriegsdienstverweigerer, einem sogenannten Paxboy.

Gegen Ende des Kriegs – die Niederlage der Franzosen war absehbar, das französische Militär hatte sich teilweise bereits zurückgezogen – ging das Cimade-Team aber auch in die verstreuten Häuser in der gebirgigen Umgebung. Sie verteilten Nahrung, leisteten Erste Hilfe, nahmen schwer Kranke auf die Station mit oder versuchten, schlimme Fälle in einem Militärspital unterzubringen – was nur dank Marguerites Hartnäckigkeit gelungen sei. Die Umstände schilderte Stauber am 13. Januar 1962 in ihrem Tagebuch so: «Wir fahren mit einem voll beladenen Camion hinauf. Es schneit ununterbrochen und ein eisiger Wind weht über den Grat. Wir können nicht bis an die Lehmhütten heranfahren, sondern müssen unsere Säcke auf Maulesel laden, die mühsam durch den knietiefen Schmutz waten.»

Mädchen- und Frauenleben in Sidi Nâamane

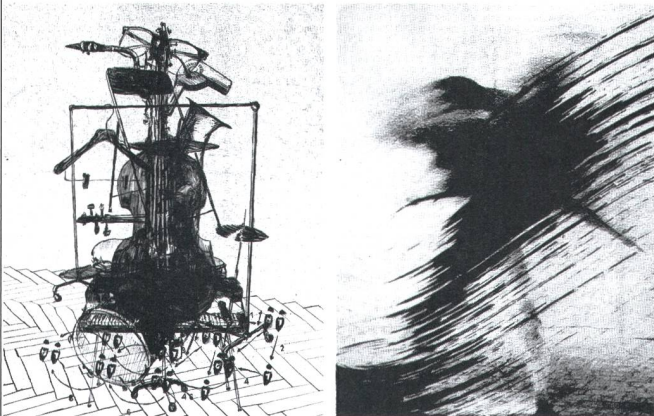
So lebten Lotti-Charlotte und Marguerite im Dorf Sidi Nâamane: Sie wohnten in zwei Baracken, hatten fliessendes Wasser, Butan-Gas, einen mit Benzin betriebenen Kühlschrank, Schlaf-Pritschen und Latrinen hinter den Büschen.

Staubers Aufgabe war vor allem sozialpädagogischer Art: Sie beschäftigte die Mädchen zwischen acht und zwölf Jahren, die im Gegensatz zu den Buben nicht zur Schule gehen durften. Ja, es kam vor, dass die Buben Steine warfen gegen die Baracke, in denen Lehrerin Stauber sich mit den Mädchen aufhielt. Sie gab den arabisch sprechenden Mädchen Französischunterricht, selber versuchte sie Arabisch zu lernen, habe es aber wieder aufgegeben. Nachmittags ging sie mit den Mädchen spazieren, machte Handarbeiten. Wolle und Stoffe brachte sie aus der Schweiz mit; die Cimade zahlte den *Équipières* einen Flug in die Heimat für kurze Ferien, denn schliesslich machten sich die Angehörigen in Europa Sorgen. So erinnert sich Stauber, dass ihre Mutter in Schaffhausen Handarbeitsmaterial für die algerischen Mädchen gesammelt hatte, das ihre Tochter dann auf dem Rückflug nach Algerien mitnahm.

Die Mädchen in Sidi Nâamane durften auf der Station duschen, das war revolutionär! Und es zeigte sich, dass die Familien, deren Mädchen ein wenig lesen und rechnen konnten, höhere Brautpreise – in Form von Schafen, Ziegen, etwas Geld – erzielten als die ungebildeten. Sobald sie 13- oder 14-jährig waren, wurden die Mädchen verheiratet. Dazu notierte Stauber in ihrem Tagebuch vom 15. Februar 1962: «Dann beginnt das Leben einer Sklavin: Eingeschlossen

GEMISCHTE BEINE – BEWEGTE GEFÜHLE

von Gisa Frank



Tanzlust, Tanzwut, Tanzsucht – ein Stück über die tanzende Gesellschaft quer durch Zeiten, Schichten und Stilrichtungen.

10.01. Do 20:00	11.01. Fr 20:00
Trogen	12.01. Sa 20:00
Saal Krone	Heiden
	Kursaal

Tickets und Infos: frank-tanz.ch

10 MINUTEN

Schnörkel

**Kunstmuseum
St.Gallen**

Mittwoch, 9. Januar, 18 bis 20 Uhr
10-Minuten-Schnörkel im Café

Mittwoch, 30. Januar, 18 bis 20 Uhr
10-Minuten-Schnörkel im Café

Mittwoch, 6. Februar, 18 bis 20 Uhr
10-Minuten-Schnörkel im Café

**Volksbad
St.Gallen**

Sonntag, 20. Januar, 15 bis 18 Uhr
Spiel+Spass+Kunst im Januarloch

Sonntag, 10. Februar, 15 bis 18 Uhr
Spiel+Spass+Kunst als Winterplausch

leilabock.ch

Heimspiel

16 12 2018
10 2 2019

bis

Kunstschaffen AI AR GL SG TG FL V

A Maria Anwander
Ruben Aubrecht
B Thomas Baumgartner
David Berweger
Zora Berweger
Bildstein | Glatz
Beni Bischof
André Bless
Claudia Bühler
C Domingo Chaves
Damiano Curschellas
D De La Fuente
Oscar De Franco
Katalin Deér
E Marco Eberle
F Katharina Fitz
Asi Föcker
Fulterer & Scherrer

G Georg Gatsas
Florian Graf
Andy Guhl
H Pirmin Hagen
Severin Hagen
Anna Hilti
Christian Hörler
Marc Norbert Hörler
Katrín Hotz
huber.huber
I Stefan Inauen
J Monica Ursina Jäger
K Peter Kamm
Simon Kindle
Anita Kuratle
L Claudia Larcher
Philipp Leissing
Lutz & Guggisberg

M Silke Maier-Gamauf
Jiří Makovec
Manon
Almira Medaric
Morger & Widmer
Vera Ida Müller
N Thi My Lien Nguyen
Lika Nüssli
P Ursula Palla
R Monika Rechsteiner
Selina Reiterer
Ilona Ruegg
Christoph Rütimann
S Liddy Scheffknecht
Salome Schmuki
Hans Schweizer
Tom Senn
Monika Sennhauser

Francisco Sierra
Barbara Signer
Andri Stadler
Sebastian Stadler
Urs August Steiner
stöckerselig
Thomas Stüssi
U U5
Juliette Uzor
V Christian Vetter
Stefan Vollenweider
W Herbert Weber
Birgit Widmer
Z Jiajia Zhang
Anita Zimmermann

Kunstmuseum
St.Gallen

Kunst Halle
Sankt Gallen

Kunstmuseum
Appenzell

Kunstraum
Dornbirn

Nextex
St.Gallen

heimspiel.tv

in ihre vier Wände bereitet sie nach uralter Weise das Brot und den Couscous und bringt so viele Kinder als möglich zur Welt. Sie darf das Haus nur mit Erlaubnis ihres Mannes und verschleiert verlassen.»

Kollegin Marguerite webte, neben ihrer Arbeit als Krankenschwester, mit den algerischen Frauen an drei Webstühlen. Die entstandenen Arbeiten waren für den Verkauf in Paris gedacht.

«Was sich bewegt, wird beschossen» – das hatte das in Sidi Nâamane stationierte französische Militär den Équipières der Cimade klar gemacht, die in nur 200 Metern Entfernung in Wohnbaracken lebten. Das Militär überwachte das Dorf samt Umgebung; nachts wurde alles mit Scheinwerfern abgeleuchtet. Charlotte und Marguerite, «als einzige Europäerinnen in einem muslimischen Dorf» (Tagebuch vom 24. Februar), sollten Auffälliges auf dem Posten melden und wurden im Gegenzug protegirt. Der Militärposten war auch der einzige Ort, wo sie telefonieren konnten. Ausserdem schrieb man ihnen vor, dass sie sich immer in einen militärischen Konvoi einzureihen hätten, wenn sie im 2CV oder im Kastenwagen der Cimade unterwegs waren.

Daran hielten sich Marguerite und Charlotte jedoch nicht. Sie leisteten sich eine gewisse Entscheidungsfreiheit. «Nein, als Frauen sind wir nie belästigt worden, nie», sagt Stauber dezidiert auf eine entsprechende Frage im Gespräch. Aber die Beziehung zum französischen Militär sei kühl gewesen, vor allem nachdem Marguerite auf ihrer Pflegestation verräterische «Torturen», Spuren von Folter, an der algerischen Bevölkerung zu sehen bekommen hatte. Und die Zeit der französischen Kolonisation war absehbar. Angesichts eines zarten, noch kriegsunerfahrenen Leutnants fragte sich Stauber in ihrem Tagebuch am 3. Februar 1962: «Ist es unsere Aufgabe, ihm klar zu machen, dass der Krieg bereits entschieden ist?»

Die beiden Équipières halten die Stellung – bis nach der Unabhängigkeitserklärung

Am 24. Februar 1962 teilte man den Cimade-Frauen mit, dass die französischen Truppen aus der Region abziehen würden; dort lebende Europäer wurden aufgefordert, mit ihnen die Gegend zu verlassen. Stauber notierte gleichentags: «Solange die Bevölkerung unser bedarf, sehen wir keinen Grund wegzugehen.»

In Algier spitzte sich die Situation weiter zu, Stauber erwähnt im Tagebuch vom 27. Februar die Organisation de l'armée secrète OAS, eine französische Terrororganisation der ultrarechten Militärs, die bedingungslos und mit brutaler Gewalt an Algerien als Teil Frankreichs festhielt: «Das Sekretariat der Cimade in Algier wurde durch die OAS bedroht und musste geschlossen werden. Die Post funktioniert nicht mehr, die Telefonlinien sind zerstört.» Auch wenn die beiden Frauen sich nun doch auf verlorenem Posten fühlten, blieben sie. Auf politischem Parkett unterzeichneten am 18. März 1962 die Delegationen von Frankreich auf der einen Seite und des Front de libération nationale FLN auf der anderen Seite die Verträge von Évian, die Grundlage für ein unabhängiges Algerien.

«Ende Feuer! Aber statt Freude lebt der Terror im Dorf», notierte Stauber in Sidi Nâamane tags darauf, als der Waffenstillstand verkündet wurde. In der folgenden Nacht klopfen zwei Offiziere der Armée de libération nationale ALN (der bewaffnete Arm des FLN) an die Barackentüren von Marguerite und Charlotte und baten die beiden, ihre Arbeit zugunsten der Bevölkerung weiterzuführen. Dies wurde aber ab Anfang Mai zunehmend schwieriger, die Abrechnung der neuen Machthaber mit den Kollaborateuren, all jenen, die mit Frankreich zusammengearbeitet hatten, war im Gange.

Die Machtübernahme durch den FLN geschah keineswegs naht- und gewaltlos. Am 1. Juli 1962 bestätigten die Algerier und Algerierinnen die Unabhängigkeit von Frankreich, mit über 90 Prozent der Stimmen. Stauber erlebte, wie den Frauen die fertig verpackten Oui-Zettel übergeben wurden und kommentierte diese



Lotti Stauber beim Ausflug in eine Oase, um 1960. (Fotografin unbekannt)

Beobachtung in ihrem Tagebuch so: «Sie hatten das Kuvert nur noch in die Urne fallen zu lassen. Gleichberechtigung? Wunderbar. Aber vielleicht auf etwas andere Weise!»

Letzte Lichtblicke in der Kasbah von Algier

Schockiert sahen die Cimade-Frauen eines Morgens, dass in die Schulhausbaracke eingebrochen worden war. Alles war gestohlen. Stauber weinte mit den Mädchen – die danach verschwanden und nicht mehr auftauchten. Es wurde klar: Die Zeit der Cimade-Équipe in Sidi Nâamane war abgelaufen. Marguerite ging auf Heimaturlaub und Stauber in ein neues Cimade-Engagement in der Stadt Médéa, auf fast 1000 Metern über Meer. Es war noch nicht ihre letzte Station in Algerien; aber gegen Ende Jahr spürte sie dann doch Heimweh in dieser wirren Übergangszeit, in der sich trotz der erlangten Unabhängigkeit nichts zum Guten zu wenden schien.

Bevor Stauber beschloss, in die Schweiz zurückzukehren, blieb ihr noch Zeit für nicht ganz ungefährliche Abstecher in die Altstadt, die Kasbah von Algier. Sie erinnert sich gerne an Besuche bei Trödlern, sie waren ein Lichtblick. So hatte sie dort eine Geige kaufen können und in der Stadt Blida, einer ihrer weiteren Stationen, auch vor Publikum gespielt. Noch heute, 56 Jahre später, hat Stauber den schönen Klang dieser Geige im Ohr; mit ihr im Gepäck flog sie im Dezember 1962 zurück in die Schweiz.

Ungefähr ein Jahr später wollte sie es nochmals wissen und reiste für private Ferien nach Algier. Im Stadthotel wimmelte es allerdings von Ungeziefer, weshalb sie dann doch wieder in ein Cimade-Zimmer zu dem Professoren-Paar zog, das weiterhin in Algier lebte, anders als die Mehrheit der geflohenen Algerien-Franzosen. Aber Stauber war grundsätzlich enttäuscht und sah keine Verbesserungen. Und im Gegensatz zu ihren vorherigen Engagements in einem Team war es ihr jetzt als Privatperson und als Frau kaum möglich, allein herumzureisen. Es war ihr letzter Algerienbesuch, dieses Kapitel hatte sie damit abgeschlossen.

PS: Nach den Gesprächen mit Lotti Stauber fällt auf, dass nie von Religion die Rede war; immerhin hatte sie unter dem Dach der Cimade gearbeitet, einer französischen Organisation, die auf evangelischem Gedankengut aufbaut. Auf eine entsprechende Frage erinnert sich Stauber, dass sie in der Adventszeit mit den algerischen Mädchen ein Weihnachtslied gesungen habe. Aber sonst meint sie: «Religion war kein Thema, es ging ums tägliche Überleben».

Das Schicksal heisst Aarau

Ein Auszug aus Hermann Burgers nachgelassenem Aarau-Roman *Lokalbericht*.

Werfen wir also alle in Frage kommenden Namen in die Urne der Gleichgültigkeit. Zwickau, weil die Stadt eine verzwickte Politik betreibt; Giebelwil, weil sie der Lokalhistoriker in seinen geistreichen Gedichten mit dem Titel: «In Giebelwil wohnt ein Giebelwiler namens...» so nennt; Unseldwyla, weil es die mittelhochdeutsche «selde» bei uns nicht gibt; Attentia, weil man immer auf alles warten muss und die Stadt vor dem Zweiten Weltkrieg eine Hochburg des sogenannten Attentismus war; Lachen: das Städtchen bringt jeden, der es ernst nehmen will, zum Lachen; Knitterbach, einfach so; Hinterberg, weil es vor dem Jura liegt; Kasernen, weil die Kaserne in der Mitte liegt und dort bleiben wird, solange man bei der Stellenbewerbung noch gefragt wird, was der Vater im Dienst gewesen ist, und diese Frage stirbt nie aus, weil wir das flotteste Kadettenkorps der Welt haben; Aarau, weil das Gelände früher einmal eine Au war und die Stadt so tut, als liege sie an der Aare; Folterthal, weil der Geist des Mittelalters, mit Ausnahme jener «selde», in stickigen Dachstöcken nistet und jeden auf die Folter spannt, der etwas Rechtes werden möchte; Honolulu, weil der Ort weit, weit ab der Welt liegt; Nekropolis aus Gründen einer abgestorbenen Kultur; Klagenfurt, weil viel geklagt und weniger unternommen wird; Wolfsburg, weil nichts läuft und nichts läuft und nichts läuft; oder ganz einfach Wanzig? Lassen wir das Los ob so vielen Möglichkeiten sprachlos werden. Halten Sie mit mir, an meinem und am Schicksal meines Romans teilnehmend den Atem an. Noch ist alles offen. Im Anfang war nebst Vor- und Nachwort auch das wortwörtliche Wort, der Name. Namen sind es, die die Welt verändern. Ich ziehe, ziehe aus der Urne gespielter Gleichgültigkeit mein Schicksal. Grabsch, grabsch!

Das Schicksal heisst Aarau, Aarau, im Frühmittelalter von den Kyburgern gegründet und seither leider nie mehr gänzlich zerstört. Aarau, auch Alt-Aarau genannt. Butzenscheibenfreundlich und kulturgesinnt, schildbürgerreich und militärverrückt, nicht spiessig, nein, nicht einmal dies, aber spassig, voller Baugruben, in die es selbst hineinfällt, mit der Zeit gehend und folglich immer veraltet, Geburtsstätte von Dichtern und Henkern, im Zentrum, soweit es nicht von der Kaserne in Anspruch genommen wird, oder sagen wir: im Nebenzentrum mit einem Stockturm prahlend, der alles sagt, was über die Stadt zu sagen ist. Er verkündet das Schönwetterprogramm, er rückt so wenig von der Stelle wie die Brauerei. er beherbergt eine alte Türmerwohnung, in der heute ein Carillonneur haust, der von Zeit zu Zeit mit silberreinen Klängen Pressluftschlämmer untermalt und bitterste Wahrheit in edelste Tondichtung verklärt, er, der Stockturm, mahnt mit einem freskenhaften Totentanz die Bürger an die Vergänglichkeit alles Irdischen, er lässt den Schattenstab der Sonnenuhr auf seinem Gemäuer spielen und täuscht uns jene Sonne,

vor, die der Sage nach für alle Leut scheinen soll, er zeichnet sich durch jene Schiessscharten aus, hinter denen wir ängstlich in die Welt gucken, ängstlich, weil wir seit sieben Jahrhunderten vergeblich auf jenen Faustschlag warten, der alles dem Erdboden gleichmacht, und er beheimatet im Kellergeschoss ein Pissoir samt ewig verschisener Scheisse, in der obendrein an phantasiereich verkritzelter Aborttür «Scheisse» zu lesen steht. Dieser Stockturm ist der hohle Zahn, der mich und die Stadt 364 Tage lang ununterbrochen schmerzt, weil kein Zahnarzt der Welt eine so grosse Extraktionszange besitzt. Doch am dreihundertfünfundsechzigsten Tag, am 10. Juli, gibt er Ruhe, weil Bacchus Erbarmen zeigt und der Stadt ein 24 Stunden wirkendes, schneeweisses Saridon verschreibt: das Jugendfest.

Warum Aarau?

Aarau hat nicht nur den von Hermann Burger beschriebenen Stockturm, sondern auch die «Telli», die pionierhafte Grossüberbauung aus den 1970er- bis 1990er-Jahren mit vier Wohnriegeln, 19 Stockwerken und 1258 Wohnungen für 2500 Bewohnerinnen und Bewohner, im Volksmund «Staumauer» genannt. Das Kunsthaus Aarau ist eine der wichtigsten Adressen für Schweizer Kunst – kein anderes Museum hierzulande konzentriert sich in Sammlung und Ausstellungen so konsequent auf das einheimische Schaffen. In Sachen Förderung der freien Kultur gilt der Aargau als Vorzeigekanton – auch weil es keine grossen teuren Institutionen wie Theater oder Sinfonieorchester gibt. Der FC Aarau spielt in der Challenge League, und auch sonst ist sportlich nicht viel zu berichten.

Fährt man von Aarau ostwärts über Lenzburg und Wohlen, kommt man an César Keisers Bünzen bei Boswil vorbei nach Oberwil-Lieli, der ausländerfeindlichsten Gemeinde der Schweiz. In Aarau aber, sagt Endo Anaconda, der Sänger von Stiller Has, in einem Interview in der «Aargauer Zeitung», lasse es sich gut leben. Und er singt: «Aarau a de Aare – dörefahre. Aarau hätt zwöi Autobahn-Zuebringer: Aarau Wescht und Aarau Oscht. U beidi göh nach Walliselle, nach Walliselle. Oder nach Olte».

Warum Aarau der Rede wert ist? Mitte Dezember ist entschieden worden, dass die künftige Mantelredaktion der im Joint Venture CH Media vereinigten Medienhäuser des «St.Galler Tagblatts», der «Luzerner Zeitung» und der AZ Medien ihren Sitz in Aarau haben wird. Chefredaktor des neuen Mantels ist Patrick Müller, ebenfalls «Aargauer Zeitung». Für die Ostschweizer Leserinnen und Leser und für die Redaktoren der überregionalen Ressorts gilt künftig: Das Schicksal heisst Aarau. Immerhin gibt es Parallelen, wie der obige Auszug aus dem 1970 geschriebenen, aber erst 2016 posthum veröffentlichten Roman *Lokalbericht* von Hermann Burger deutlich macht: Aarau hat wie St.Gallen ein Kinderfest, es heisst dort Jugendfest und ist ähnlich wetterabhängig. (Su.)

Ein junger Eritreer soll trotz bester Integrationsaussichten ausgewiesen werden.

TEXT: JOCHEN KELTER

B.'s Asylantrag war im März 2017 abgelehnt worden. In Panik tauchte er darauf nach Deutschland ab. Es gelang uns, der Thurgauer Flüchtlingshilfe, ihn per Bus aus Norddeutschland und unbemerkt über die Grenze zurückzulotsen. Der Anwalt des HEKS (Hilfswerk der Evangelischen Kirche der Schweiz) legte beim zuständigen Bundesverwaltungsgericht in St.Gallen Berufung ein. Ende November, ein Jahr und acht Monate später, traf die endgültige Ablehnung ein. B. hat nun drei gleich abschreckende Möglichkeiten: die Rückkehr nach Eritrea, das erneute Untertauchen im Ausland und die Nothilfe.

Erstere kommt für ihn nicht in Frage: Niemand weiss, was passieren wird, wenn er eritreischen Boden betritt. Die Schweiz unterhält dort noch nicht mal eine diplomatische Vertretung. Wer eine monatelange gefährliche Reise durch Äthiopien, den Sudan, Libyen und ganz Italien, nachdem er im Mittelmeer aus Seenot gerettet wurde, bis nach Chiasso hinter sich hat, will nicht zurückkehren. Dazu mag kommen, dass er als Gescheiterter in sein Dorf zurückkäme, wo die Familie und Verwandte viel Geld für die Reise zusammengeklaut hatten.

Die zweite «Möglichkeit» ist nicht besser: Im Ausland landet er auf der Strasse, unter Dealern, oder wird von der Polizei aufgegriffen und zurückgeschafft. Die dritte, die Nothilfe, bedeutet, auf unbestimmte Zeit in einer kantonalen Massenunterkunft ohne Sozial-, nur noch mit Sachhilfe (Nahrung, Kleidung) zu landen. Dort könnte er immerhin nach fünf Jahren ununterbrochenem Aufenthalt in der Schweiz ein neues Bleibegesuch stellen. Wenn er aus dem Ausland zurückgebracht würde, wäre auch diese unsichere Möglichkeit dahin.

B. ist im Sommer 2015 als Minderjähriger im Empfangszentrum des Bundes in Kreuzlingen angekommen und hatte dort, weil er minderjährig war, sehr schnell sein erstes Interview. Das zweite folgte sehr viel später in Bern. In den ersten beiden Jahren hatte er in seiner Gemeinde zweimal wöchentlich eine Stunde Deutschunterricht und bei uns im Lokal der AGAThu (Arbeitsgruppe für Asylsuchende Thurgau) an einem Abend in der Woche eineinhalb Stunden. Er konnte zu wenig Deutsch für Arbeitseinsätze oder eine Schnupperlehre. Also machte er sich neben dem Fussballspielen in seiner Wohngemeinde Salenstein am Untersee nützlich, etwa beim Schultheater.

In der Flüchtlingshilfe bin ich seit Winter 2017 sein Pate und habe allmählich sein Vertrauen gewonnen – er ist ein Bub aus einem Dorf im Hochland. Wir haben über sein Land, seine Familie und die Schweiz gesprochen. Geflohen sei er, weil ihn die Polizei

auf dem Heimweg von seinem Schulort in sein Heimatdorf verhaftet habe. Sie glaubte, er wolle sich ins nicht weit entfernte Äthiopien absetzen, und verhaftete ihn. Gegen Kautions- und das schriftliche Versprechen, sich in den nächsten sechs Monaten nicht vom Fleck zu rühren, kam er frei, wartete die Frist ab und floh.

Im Sommer 2017 begannen die kantonalen Integrationskurse. Der junge Mann blühte auf, er ging an vier Tagen pro Woche in die Schule, zuerst in Weinfelden, seither in Arbon. Bereits im Winter stieg er in den Integrationskurs zwei auf, der dritte mit Schwerpunkt Berufsvorbereitung würde im Februar nächsten Jahres beginnen. Er absolvierte Praktika, Schnupperlehren in einer Schreinerei und einem Metallbaubetrieb, im Herbst einen Ernteinsatz auf dem Seerücken. Er bekam für seinen Arbeitseinsatz, seine Pünktlichkeit, Freundlichkeit und Zurückhaltung immer nur gute bis beste Beurteilungen und Testate. Zuletzt hatte er für das kommende Jahr eine Lehrstelle in Aussicht.

Und nun findet dieser zähe, aber erfolgreiche Integrationsweg ein abruptes Ende. B. wird Anfang Januar 21 Jahre alt. Er wird dreieinhalb der entscheidenden Jahre seines Lebens verloren haben. Weil die Justiz sich keinen Deut um seinen Integrationsweg in der Schweiz kümmert. Weil die Politik ihr vorgegeben hat, dafür zu sorgen, dass möglichst viele der vielen Eritreer die Schweiz verlassen sollen (ja, es gibt sicher solche, die hier ein besseres Leben ohne eigenes Zutun von der Sozialhilfe erwarten). Ohne auf den einzelnen Menschen zu schauen, obwohl doch genau das in der Uno-Menschenrechtserklärung von 1948 und anderen hehren internationalen Manifesten und Konventionen gefordert wird.

Sein eritreischer Freund Jonas hatte vielleicht das Glück, ein wenig früher in die Schweiz zu kommen. Er hat einen ähnlichen Weg gemacht und ist anerkannter Flüchtling. B. hatte vielleicht das Pech, dass sein Fall zu spät auf dem Pult irgendeines Richters landete. Das ist pure Willkür. Die Zivilgesellschaft, wir alle und die Thurgauer Behörden, sind aufgerufen, sich diesem Willkürurteil nicht zu beugen, sondern dafür zu sorgen, dass B. in diesem Land bleiben darf. Alles andere wäre ein politischer ebenso wie ein Justizskandal.

Sein Aufenthalt in seiner Wohngemeinde endet am 3. Januar. Noch hat sich B. nicht für eine seiner drei schlechten Zukunftsperspektiven entschieden. Noch bleibt ein wenig Zeit. Wir werden alles tun, um ihn schulisch und materiell zu unterstützen, sollte er sich für den noch besten der schlechten Wege in die Zukunft, die Nothilfe, entscheiden.